

BERTRAND RUSSELL

Philosophie
des
Abendlandes

Ihr Zusammenhang
mit der politischen
und der sozialen Entwicklung

Aus dem Englischen
von Elisabeth Fischer-Wernecke
und Ruth Gillischewski,
durchgesehen von Rudolf Kaspar

Anaconda

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *A History of Western Philosophy* 1945
im Verlag George Allen & Unwin, London.
Copyright der deutschen Ausgabe © Europa Verlag AG Zürich 1950

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
© dieser Ausgabe 2017 Anaconda Verlag GmbH, Köln
Alle Rechte vorbehalten.
Umschlaggestaltung: Druckfrei. Dagmar Herrmann, Bad Honnef
Printed in Czech Republic 2017
ISBN 978-3-7306-0545-5
www.anacondaverlag.de
info@anacondaverlag.de

Inhalt

Vorwort	9
Einführung	11

ERSTES BUCH

DIE PHILOSOPHIE DER ANTIKE

I. Teil

Die Vorsokratiker

1. Der Aufschwung der griechischen Kultur	25
2. Die milesische Schule	46
3. Pythagoras	51
4. Heraklit	60
5. Parmenides	70
6. Empedokles	75
7. Athens kulturgeschichtliche Bedeutung	80
8. Anaxagoras	83
9. Die Atomisten	86
10. Protagoras	96

II. Teil

Sokrates, Plato und Aristoteles

11. Sokrates	104
12. Spartas Einfluß	116
13. Die Quellen der platonischen Anschauungen	126
14. Platos Utopie	130
15. Die Ideenlehre	141
16. Platos Unsterblichkeitslehre	154

17. Platos Kosmogonie	165
18. Erkenntnis und Wahrnehmung bei Plato	171
19. Die Metaphysik des Aristoteles	181
20. Aristoteles' Ethik	194
21. Die Politik des Aristoteles	206
22. Die Logik des Aristoteles	217
23. Die Physik des Aristoteles	224
24. Die Anfänge der griechischen Mathematik und Astronomie	229

III. Teil

Antike Philosophie nach Aristoteles

25. Die hellenistische Welt	239
26. Kyniker und Skeptiker	249
27. Die Epikureer	260
28. Der Stoizismus	271
29. Die kulturgeschichtliche Bedeutung des römischen Reiches	289
30. Plotin	302

ZWEITES BUCH

DIE KATHOLISCHE PHILOSOPHIE

Einführung	317
------------------	-----

I. Teil

Die Kirchenväter

1. Die religiöse Entwicklung der Juden	323
2. Das Christentum in den ersten vier Jahrhunderten	338

3. Drei Doctores Ecclesiae	348
4. Philosophie und Theologie Augustins	365
5. Das fünfte und sechste Jahrhundert	379
6. Benedikt und Gregor der Große	388

II. Teil

Die Scholastiker

7. Das Papsttum im dunklen Zeitalter	400
8. Johannes Scotus	412
9. Die Kirchenreform im elften Jahrhundert	419
10. Mohammedanische Kultur und Philosophie	431
11. Das zwölfte Jahrhundert	440
12. Das dreizehnte Jahrhundert	452
13. Thomas von Aquino	462
14. Franziskanische Scholastiker	473
15. Der Verfall des Papsttums	485

DRITTES BUCH

DIE PHILOSOPHIE DER NEUZEIT

I. Teil

Von der Renaissance bis Hume

1. Allgemeine Charakteristik	499
2. Die italienische Renaissance	503
3. Machiavelli	512
4. Erasmus und Morus	520
5. Reformation und Gegenreformation	531
6. Der Aufschwung der Naturwissenschaft	534
7. Francis Bacon	550
8. Hobbes' Leviathan	555
9. Descartes	567

10. Spinoza	578
11. Leibniz	590
12. Der philosophische Liberalismus	605
13. Lockes Erkenntnistheorie	613
14. Lockes politische Philosophie	627
15. Lockes Einfluß	650
16. Berkeley	656
17. Hume	668

II. Teil

Von Rousseau bis zur Gegenwart

18. Die romantische Bewegung	684
19. Rousseau	693
20. Kant	710
21. Geistige Strömungen im neunzehnten Jahrhundert	727
22. Hegel	738
23. Byron	753
24. Schopenhauer	760
25. Nietzsche	767
26. Die Utilitarier	780
27. Karl Marx	789
28. Bergson	798
29. William James	818
30. John Dewey	826
31. Die Philosophie der logischen Analyse	836
 Personenregister	 845

Vorwort

Dieses Buch bedarf zu seiner Rechtfertigung einiger erklärender Worte, um nicht ganz so streng beurteilt zu werden, wie es das zweifellos verdient.

Rechtfertigen muß es sich vor denen, die eine Spezialkenntnis der verschiedenen Schulen und einzelnen Philosophen besitzen. Mancher andere wird über jeden Philosophen, mit dem ich mich beschäftige, Leibniz vielleicht ausgenommen, mehr wissen als ich. Wenn jedoch Bücher, die ein großes Gebiet umfassen, geschrieben werden sollen, läßt es sich, da unser Leben begrenzt ist, nicht vermeiden, daß die Autoren solcher Bücher jedem einzelnen Abschnitt weniger Zeit widmen können als jemand, der sich auf einen einzigen Schriftsteller oder eine kurze Epoche beschränkt. Gewisse Leute werden in unerbittlicher wissenschaftlicher Strenge daraus den Schluß ziehen, daß daher Bücher mit weitgezogenem Rahmen überhaupt nicht geschrieben werden oder anderenfalls aus wissenschaftlichen Einzelbeiträgen vieler Autoren bestehen sollten. Der Zusammenarbeit vieler Autoren haftet jedoch ein Mangel an. Geht man von irgendeiner einheitlichen geschichtlichen Entwicklung, einem inneren Zusammenhang zwischen dem Vorangegangenen und dem Nachfolgenden aus, so läßt sich das unbedingt nur darstellen, wenn sich die Synthese der früheren und späteren Perioden in einem einzigen Kopf vollzieht. Wer Rousseau studiert, wird möglicherweise nicht leicht seiner Beziehung zu dem spartanischen Staat Platos und Plutarchs gerecht werden können, der Geschichtsschreiber Spartas kann nicht schon vorahnend an Hobbes und Fichte und Lenin gedacht haben. Derartige Beziehungen aufzuzeigen gehört zu den Absichten dieses Buches, ein Zweck, den nur ein großer Überblick erfüllen kann.

Viele Bücher sind schon über die Geschichte der Philosophie geschrieben worden, keines jedoch, soweit mir bekannt, mit dem Ziel, das ich mir gesetzt habe. Philosophen sind sowohl Ergebnisse als auch Ursachen: Ergebnisse ihrer sozialen Umstände, der Politik und der Institutionen ihrer Zeit; Ursachen (wenn sie Glück haben) der Überzeugungen, die der Politik und den Institutionen späterer Zeitalter die Form geben. In den meisten philosophischen Geschichtswerken steht jeder Philosoph gleichsam im luftleeren Raum, seine Ansichten werden zusammenhanglos dargestellt, bestenfalls wird eine Beziehung zu früheren Philosophen zugestanden. Ich hingegen habe versucht, jeden Philosophen, soweit mit der Wahrheit vereinbar, als Ergebnis seines *Milieus*, seiner Zeit- und Lebensumstände zu zeigen, als Menschen, in

dem sich die Gedanken und Empfindungen kristallisierten und verdichteten, die, wenn auch unklar und unkonzentriert, der menschlichen Gemeinschaft eigen waren, der er angehörte.

Daher war es nötig, einige rein sozialgeschichtliche Kapitel einzuschalten. Niemand kann die Stoiker und Epikureer ohne eine gewisse Kenntnis der hellenistischen Zeit, niemand die Scholastiker ohne ein wenig Verständnis für die zunehmende Macht der Kirche im fünften bis dreizehnten Jahrhundert verstehen. Ich habe daher an wichtigsten historischen Umrissen das kurz aufgezeigt, was mir das philosophische Denken am stärksten beeinflußt zu haben schien; ich bin dabei überall dort am ausführlichsten vorgegangen, wo, wie anzunehmen, die Geschichte manchem meiner Leser weniger vertraut ist – beispielsweise beim frühen Mittelalter. In diesen historischen Kapiteln habe ich jedoch unerbittlich alles ausgelassen, was mir von geringer oder gar keiner Bedeutung für die zeitgenössische oder nachfolgende Philosophie zu sein schien.

Die Auswahl ist in einem Buch wie dem vorliegenden ein sehr schwieriges Problem. Ohne Einzelheiten wird ein Buch trocken und uninteressant; durch Details gerät es in Gefahr, unerträglich lang zu werden. Ich habe einen Kompromiß angestrebt und nur die Philosophen behandelt, die ich für wirklich wichtig halte, und im Zusammenhang damit solche Einzelheiten angeführt, die, wenn vielleicht auch nicht grundlegend bedeutsam, doch insofern wertvoll sind, als sie die Darstellung anschaulich und lebendig zu machen vermögen.

Von alters her war die Philosophie nicht ausschließlich Sache der Schulen oder der Diskussion von einigen Gelehrten. Sie war ein wesentlicher Bestandteil des Lebens der Gemeinschaft, und so habe ich sie zu behandeln versucht. Sollte das Buch irgendein Verdienst haben, so ist es auf diese Betrachtungsweise zurückzuführen.

Das Buch verdankt Herrn Dr. Albert C. Barnes seine Entstehung, da es ursprünglich für Vorlesungen gedacht war, die zum Teil auch an der Barnes Foundation in Pennsylvanien gehalten worden sind.

Wie bei den meisten meiner Arbeiten seit 1932 hat mich meine Frau, Patricia Russell, im Quellenstudium und in mancher anderer Hinsicht weitgehend unterstützt.

Einführung

Die Begriffe vom Leben und von der Welt, die wir »philosophisch« nennen, sind das Ergebnis zweier Faktoren: überkommener religiöser und ethischer Vorstellungen und einer Forschungsweise, die man als »wissenschaftlich« im weitesten Sinne dieses Wortes bezeichnen kann. Die einzelnen Philosophen haben diesen beiden Faktoren in ihren Systemen stark unterschiedlichen Anteil eingeräumt, doch ist es für die Philosophie charakteristisch, daß bis zu einem gewissen Grade stets beide vorhanden sind.

»Philosophie« ist ein Wort, das in mannigfaltiger Weise verwendet worden ist, zuweilen umfassender, zuweilen enger begrenzt. Ich beabsichtige, es in sehr weitem Sinne zu gebrauchen, was zu erklären ich nun versuchen will.

Die Philosophie ist nach meiner Auffassung ein Mittelding zwischen Theologie und Wissenschaft. Gleich der Theologie besteht sie aus der Spekulation über Dinge, von denen sich bisher noch keine genaue Kenntnis gewinnen ließ; wie die Wissenschaft jedoch beruft sie sich weniger auf eine Autorität, etwa die der Tradition oder die der Offenbarung, als auf die menschliche Vernunft. Jede *sichere* Kenntnis, möchte ich sagen, gehört in das Gebiet der Wissenschaft; jedes *Dogma* in Fragen, die über die sichere Kenntnis hinausgehen, in das der Theologie. Zwischen der Theologie und der Wissenschaft liegt jedoch ein Niemandsland, das Angriffen von beiden Seiten ausgesetzt ist; dieses Niemandsland ist die Philosophie. Fast alle Fragen von größtem Interesse für spekulative Köpfe vermag die Wissenschaft nicht zu beantworten, und die zuversichtlichen Antworten der Theologen wirken nicht mehr so überzeugend wie in früheren Jahrhunderten. Besteht die Welt aus Geist und Materie, und wenn ja, was ist dann Geist und was Materie? Ist der Geist an die Materie gebunden, oder wird er von unabhängigen Kräften beherrscht? Liegt dem Universum etwas Einheitliches zugrunde? Wohnt ihm ein Zweck inne? Strebt es in seiner Entwicklung einem Ziel zu? Gibt es tatsächlich Naturgesetze, oder glauben wir nur dank der uns eingeborenen Ordnungsliebe daran? Ist der Mensch, wie die Astronomen meinen, nur eine Winzigkeit aus unreinem Kohlenstoff und Wasser, die ohnmächtig auf einem kleinen, unbedeutenden Planeten umherkriecht? Oder ist er das, was Hamlet in ihm sieht? Ist er vielleicht beides zugleich? Kann man ein edles oder ein minderwertiges Leben führen, oder ist es überhaupt belanglos, wie man lebt? Wenn es eine edle Lebensführung gibt, woraus besteht sie und wie können wir dazu kommen? Muß das Gute unvergänglich sein, um Wert-

schätzung zu verdienen, oder ist es erstrebenswert, selbst wenn das Universum sich unerbittlich seinem Untergange nähert? Gibt es so etwas wie Weisheit, oder ist das, was uns als Weisheit erscheint, nur letzte, höchste Torheit? Die Antwort auf derartige Fragen finden wir nicht im Laboratorium. Die Theologen haben behauptet, sie allesamt mehr als genau beantworten zu können; aber eben ihre Entschiedenheit veranlaßt moderne Köpfe, solche Antworten mißtrauisch zu betrachten. Die Untersuchung dieser Fragen, wenn schon nicht ihre Beantwortung, ist Sache der Philosophie.

Warum aber, wird der Leser vielleicht fragen, Zeit an derartige unlösbare Probleme verschwenden? Darauf kann man als Historiker antworten oder als Mensch, der sich in seinem entsetzlichen kosmischen Verlassensein sieht.

Was der Historiker darauf zu antworten hat, wird sich im Verlauf dieses Werkes zeigen, soweit ich eine solche Antwort zu geben vermag. Seit die Menschen fähig wurden, unabhängig zu denken, war ihr Handeln stets in zahllosen wichtigen Punkten durch ihre Welt- und Lebensanschauung, ihre Ansichten über Gut und Böse bedingt. Das gilt für die Gegenwart wie für die gesamte Vergangenheit. Um ein Zeitalter oder ein Volk verstehen zu können, müssen wir seine Philosophie verstehen, und um seine Philosophie zu begreifen, müssen wir selbst bis zu einem gewissen Grade Philosophen sein. Wir haben es hier mit einer wechselseitigen Ursächlichkeit zu tun: die Lebensumstände der Menschen bestimmen weitgehend ihre Philosophie, während umgekehrt auch ihre Philosophie in hohem Maße ihre Lebensumstände bedingt. Diese Wechselwirkung durch die Jahrhunderte zu verfolgen, ist das Thema der nächsten Seiten.

Es gibt jedoch auch eine persönliche Antwort. Durch die Wissenschaft erfahren wir, was wir wissen können, doch ist das nur wenig; wenn wir aber vergessen, wieviel wir nicht wissen können, werden wir unempfänglich für viele Dinge von sehr großer Bedeutung. Die Theologie andererseits vermittelt die dogmatische Überzeugung, daß wir wissen, wo wir in Wahrheit nicht wissen, und züchtet auf diese Weise so etwas wie eine unverschämte Anmaßung dem Universum gegenüber. Bei lebhaften Hoffnungen und Befürchtungen ist Ungewißheit qualvoll: sie muß jedoch ertragen werden, wenn wir ohne die Unterstützung tröstlicher Märchen leben wollen. Es tut weder gut, die von der Philosophie aufgeworfenen Fragen zu vergessen, noch uns selbst einzureden, wir hätten über jeden Zweifel erhabene Antworten darauf gefunden. Wie man ohne Gewißheit und doch auch ohne durch Unschlüssigkeit gelähmt zu werden, leben kann, das zu lehren ist vielleicht das Wichtigste, was die Philosophie heutzutage noch für diejenigen tun kann, die sich mit ihr beschäftigen.

Die Philosophie als eine von der Theologie unabhängige Disziplin hat ihren Ursprung im Griechenland des sechsten Jahrhunderts v. Chr.

Nachdem sie sich in der Antike entwickelt hatte, ging sie wieder in der Theologie auf, als das Christentum entstand und Rom unterging. Ihre zweite große Epoche, vom elften bis zum vierzehnten Jahrhundert, stand unter der Herrschaft der katholischen Kirche, der sich nur einige große Rebellen, wie etwa Kaiser Friedrich II. (1195–1250), entzogen. Die Wirren, die in der Reformation gipfelten, führten zum Ende dieser Periode. Die dritte Epoche, vom siebzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart, wird stärker als alle früheren Epochen von der Wissenschaft beherrscht; traditionelle religiöse Überzeugungen behalten ihre Bedeutung, doch gewinnt man das Gefühl, sie bedürften der Rechtfertigung; und so werden sie umgewandelt, wann immer die Wissenschaft es zu gebieten scheint. Nur wenige Philosophen dieser Periode sind, vom katholischen Standpunkt aus gesehen, orthodox, und der weltliche Staat spielt in ihren Erwägungen eine wichtigere Rolle als die Kirche.

Wie Religion und Wissenschaft befinden sich während der ganzen Epoche die soziale Kohäsion und die individuelle Freiheit im Zustand des Konflikts oder eines unbefriedigenden Kompromisses. In Griechenland war der soziale Zusammenhalt durch Treue dem Stadtstaat gegenüber gewährleistet; selbst für Aristoteles gab es keine bessere Staatsform, obwohl Alexander gerade zu seiner Zeit den Stadtstaat außer Kurs setzte. Die Freiheit des einzelnen wurde durch seine Pflichten der Stadt gegenüber in unterschiedlichem Grade beschränkt. In Sparta besaß er so wenig Freiheit wie in Deutschland unter Hitler oder in Rußland; in Athen erfreuten sich die Bürger in der besten Zeit, trotz gelegentlicher Verfolgungen einer wahrhaft ungewöhnlichen Freiheit von staatlichen Beschränkungen. Bis zu Aristoteles wird das griechische Denken von religiöser und patriotischer Hingabe an die Stadt beherrscht; die ethischen Systeme sind auf die Lebensweise von *Bürgern* zugeschnitten und haben einen stark politischen Einschlag. Als die Griechen zuerst den Mazedoniern und dann den Römern untertan wurden, ließ sich mit den Begriffen aus den Tagen ihrer Unabhängigkeit nichts mehr anfangen. Daraus ergab sich einerseits durch den Bruch mit der Tradition eine Einbuße an Lebenskraft, andererseits eine individuellere und unsozialere Ethik. Die Stoiker sahen im tugendhaften Leben weniger eine Beziehung des Bürgers zum Staat als vielmehr eine Beziehung der Seele zu Gott. So bereiteten sie dem Christentum den Weg, das wie die Stoa ursprünglich unpolitisch war, weil seine Anhänger während der ersten drei Jahrhunderte keinen Einfluß auf die Regierung hatten. Während der sechseinhalb Jahrhunderte von Alexander bis Konstantin war der soziale Zusammenhalt weder durch die Philosophie noch auch durch die alte Loyalität gesichert, sondern durch Gewalt, zunächst durch Waffengewalt und dann durch gewaltsame Zivilverwaltung. Römische Legionen, römische Straßen, römische Gesetze und römische Beamte schufen zuerst einen mächtigen, zentralisierten

Staat und hielten ihn dann aufrecht. Nichts davon ließ sich der römischen Philosophie zuschreiben, weil es keine gab.

Während dieses langen Zeitraums wandelten sich nach und nach die aus der Zeit der Freiheit überkommenen griechischen Vorstellungen. Manche alten Begriffe, vornehmlich diejenigen, die als spezifisch religiös gelten dürfen, gewannen an relativer Bedeutung; andere, rationalistischere, wurden verworfen, weil sie nicht mehr dem Geist der Zeit entsprachen. So stützte das Spätheidentum die griechische Tradition zurecht, bis sie sich der christlichen Lehre einverleiben ließ.

Das Christentum machte eine wichtige Anschauung populär, die zwar bereits in den Lehren der Stoiker einbegriffen, im allgemeinen jedoch dem Geist der Antike fremd gewesen war – ich meine die Anschauung, daß der Mensch Gott gegenüber zwingendere Pflichten habe als gegen den Staat.¹

Diese Auffassung, daß »wir Gott mehr gehorchen sollen als den Menschen«, wie Sokrates und die Apostel sagten, überlebte die Bekehrung Konstantins, denn die frühen christlichen Kaiser waren Arianer oder neigten zum Arianismus. Als die Kaiser orthodox wurden, verlor sie ihre Bedeutung. Im byzantinischen Reich war sie latent vorhanden, desgleichen im späteren russischen Kaiserreich, das sein Christentum aus Konstantinopel herleitete.² Im Westen jedoch, wo fast unverzüglich ketzerische, barbarische Eroberer an die Stelle der katholischen Kaiser traten (einige Teile Galliens ausgenommen), behaupteten die religiösen Pflichten ihre Vorrangstellung vor den politischen, und bis zu einem gewissen Grade verhält es sich noch heute so.

Der Einfall der Barbaren machte für sechs Jahrhunderte der westeuropäischen Kultur ein Ende. In Irland hielt sie sich noch eine Zeitlang, bis die Dänen sie im neunten Jahrhundert endgültig vernichteten; vor ihrem Erlöschen brachte sie noch eine bemerkenswerte Erscheinung hervor, Scotus Eriugena. Im östlichen Kaiserreich lebte die griechische Kultur mumifiziert wie in einem Museum bis zum Fall von Konstantinopel im Jahre 1453 fort; doch ging von Konstantinopel nichts von Bedeutung für die Welt aus, abgesehen von einer künstlerischen Tradition und Justinians Corpus Juris.

Während der dunklen Epoche vom Ende des fünften bis zur Mitte des elften Jahrhunderts machte die weströmische Welt einige sehr interessante Wandlungen durch. Der Konflikt zwischen der Pflicht gegen Gott und der Pflicht dem Staat gegenüber, den das Christentum hervorge-

1 Diese Ansicht war auch in früheren Zeiten nicht unbekannt; sie ist beispielsweise in der *Antigone* von Sophokles ausgesprochen. Vor den Stoikern hatte sie jedoch nur wenig Anhänger.

2 Daher glauben die modernen Russen nicht, daß man dem dialektischen Materialismus eher gehorchen müsse als Stalin.

rufen hatte, wuchs sich zu einem Konflikt zwischen Kirche und König aus. Die kirchliche Gerichtsbarkeit des Papstes erstreckte sich am Ende über Italien, Frankreich und Spanien, Großbritannien und Irland, Deutschland, Skandinavien und Polen. Anfangs war die Macht des Papstes über Bischöfe und Äbte außerhalb von Italien und Südfrankreich sehr unbedeutend; von der Zeit Gregors VII. (spätes elftes Jahrhundert) an trat sie jedoch fühlbar in Erscheinung. Seither bildete die Geistlichkeit in ganz Westeuropa eine einheitliche, von Rom aus geleitete Organisation, die klug und rücksichtslos nach Macht strebte und sich bis über das Jahr 1300 hinaus in ihren Streitigkeiten mit weltlichen Herrschern gewöhnlich siegreich durchsetzte. Der Konflikt zwischen Kirche und Staat war nicht allein ein Kampf zwischen dem Klerus und dem Laientum; in ihm lebte auch der alte Gegensatz zwischen der Mittelmeerwelt und den nordischen Barbaren wieder auf. Die Einheit der Kirche war der Einheit des römischen Reiches nachgebildet; die Kirche besaß eine lateinische Liturgie, und ihre führenden Männer waren meist Italiener, Spanier oder Südfranzosen. Sie hatten eine klassische Bildung, seit man auf Bildung wieder Wert legte; ihre Auffassung von Recht und Regierung wäre Marc Aurel weniger unverständlich gewesen als den Monarchen ihrer Epoche. In der Kirche verkörperten sich zugleich die ununterbrochene Tradition und die fortschrittlichste Kultur der Zeit.

Die weltliche Macht hingegen lag in den Händen von Königen und Baronen germanischer Abstammung, die sich nach Kräften bemühten, die Einrichtungen zu erhalten, die sie aus den germanischen Wäldern mitgebracht hatten. Absolute Macht war diesen Einrichtungen ebenso fremd wie Legalität, die diesen energischen Eroberern dumm und geistlos schien. Der König mußte seine Macht mit der Feudalaristokratie teilen, doch hielten sich alle gleichermaßen für berechtigt, sich gelegentliche Leidenschaftsausbrüche in Form von Krieg, Mord, Plünderung und Raub zu leisten. Die Monarchen konnten wohl Reue empfinden, denn sie waren aufrichtig fromm, und zudem war Reue ja auch eine Art von Leidenschaft. Doch gelang es der Kirche nicht, sie zu dem ruhigen, gleichmäßig guten Verhalten zu erziehen, wie es ein moderner Arbeitgeber in der Regel mit Erfolg von seinen Angestellten verlangt. Wozu die Welt erobern, wenn sie nicht nach Lust und Laune trinken, morden und lieben durften? Und warum sollten sie mit ihren stolzen Ritterheeren sich den Befehlen von Büchermenschen unterwerfen, die Keuschheit gelobt und keine bewaffnete Macht hinter sich hatten? Trotz kirchlicher Mißbilligung blieben sie bei ihren Zweikämpfen und Mutproben in der Schlacht und entwickelten das Turnier und die höfische Liebe. Gelegentlich kam es ihnen auch nicht darauf an, in einem Wutanfall hervorragende Geistliche umzubringen.

Die Könige verfügten über die gesamte bewaffnete Macht, und dennoch war die Kirche siegreich. Die Kirche siegte zum Teil, weil sie

nahezu ein Monopol auf die Bildung besaß; zum Teil, weil die Könige unaufhörlich miteinander im Krieg lagen, hauptsächlich jedoch, weil Herrscher und Volk, mit sehr geringen Ausnahmen, tief davon durchdrungen waren, daß die Kirche die himmlische Schlüsselgewalt besaß. Die Kirche konnte entscheiden, ob ein König die Ewigkeit im Himmel oder in der Hölle zu verbringen hätte; die Kirche vermochte die Menschen ihrer Untertanenpflichten zu entbinden und dadurch jede Auflehnung zu unterstützen. Überdies vertrat die Kirche die Ordnung im Gegensatz zur Anarchie und gewann infolgedessen den aufstrebenden Kaufmannsstand für sich. Besonders in Italien war dieser letzte Gesichtspunkt entscheidend.

Der germanische Versuch, zumindest teilweise die Unabhängigkeit von der Kirche zu wahren, kam nicht allein in der Politik, sondern auch in der Kunst, in der Dichtung, im Rittertum und im Krieg zum Ausdruck. In der Gedankenwelt trat er kaum in Erscheinung, da die Bildung fast ausschließlich auf die Geistlichkeit beschränkt blieb. Die eigentliche Philosophie des Mittelalters ist kein klares Spiegelbild der gesamten Zeit, vielmehr nur der Anschauungen einer Partei. Unter den Geistlichen jedoch – vornehmlich unter den Franziskaner-Mönchen – gab es eine ganze Anzahl, die aus verschiedenen Gründen in Widerspruch zum Papst standen. In Italien dehnte sich außerdem die Kultur einige Jahrhunderte eher als nördlich der Alpen auf das Laitentum aus. Friedrich II., der eine neue Religion schaffen wollte, repräsentiert die extrem antipäpstliche Kultur; Thomas von Aquino, der im Königreich Neapel geboren wurde, wo Friedrich II. herrschte, ist hingegen bis heute der klassische Vertreter der päpstlichen Philosophie geblieben. Dante vollzog einige fünfzig Jahre später die Synthese und schenkte uns die einzige ausgewogene Darstellung der gesamten mittelalterlichen Gedankenwelt.

Nach Dante brach aus politischen wie intellektuellen Gründen die mittelalterliche philosophische Synthese zusammen. Sie hatte sich, solange sie gültig war, durch eine gewisse Sauberkeit und Vollkommenheit im kleinen ausgezeichnet; was immer das System berücksichtigte, wurde peinlich genau in Beziehung zu dem übrigen Inhalt seines sehr begrenzten Kosmos eingeordnet. Die große Kirchenspaltung jedoch, die Konzil-Bewegung und das Papsttum der Renaissance leiteten zur Reformation über. Sie zerstörte die Einheit des Christentums und die scholastische Herrschaftstheorie, in deren Mittelpunkt der Papst stand. Während der Renaissance gewannen die Menschen neue Erkenntnisse über die Antike und die Erdoberfläche und wurden der Systeme überdrüssig, in denen sie sich nun geistig eingekerkert fühlten. Kopernikus wies mit seiner Astronomie der Erde und dem Menschen eine bescheidenere Stellung zu, als sie nach der ptolemäischen Theorie eingenommen hatten. Freude an neuen Tatsachen trat bei gescheiterten Menschen an die Stelle der Freude am

Folgern, Analysieren und Systematisieren. Obwohl die Renaissance in der Kunst das Gesetzmäßige beibehielt, bevorzugte sie im Denken eine große, fruchtbare Gesetzlosigkeit. Hierin ist Montaigne der typischste Exponent seiner Zeit.

In der politischen Theorie brach, wie auf allen Gebieten mit Ausnahme der Kunst, das Prinzip des Gesetzmäßigen zusammen. Das Mittelalter war, obwohl so turbulent in seinen äußeren Erscheinungsformen, in seinem Denken doch von leidenschaftlicher Liebe zur Legalität und von einer sehr präzisen Theorie der politischen Macht beherrscht. Alle Macht kommt letztlich von Gott, er hat dem Papst für geistliche und dem Kaiser für weltliche Angelegenheiten Macht übertragen. Doch büßten Papst und Kaiser gleichermaßen während des fünfzehnten Jahrhunderts ihre Bedeutung ein. Der Papst war nur mehr einer der vielen italienischen Fürsten, die in das unglaublich komplizierte und bedenkenlose Spiel der italienischen Machtpolitik verstrickt waren. Die neuen nationalen Monarchien in Frankreich, Spanien und England besaßen in ihren Gebieten eine Macht, auf die weder Papst noch Kaiser störend einzuwirken vermochten. Der Nationalstaat gewann, großenteils dank dem Schießpulver, auf das Denken und Fühlen der Menschen einen zuvor unerreichten Einfluß, der allmählich zerstörte, was noch von dem römischen Glauben an die Einheit der Kultur übrig war.

Diese politische Ungesetzlichkeit fand Ausdruck in Machiavellis *Principe*. Da jeder leitende Grundsatz fehlte, wurde die Politik zum unverhüllten Kampf um die Macht; *Il Principe* erteilt raffinierte Ratschläge, wie dieses Spiel erfolgreich zu spielen ist. Was sich in Griechenlands großer Zeit zugetragen hatte, begab sich aufs neue im Italien der Renaissance: herkömmliche moralische Bande lösten sich auf, weil sie mit Aberglauben verbunden schienen; die Befreiung von diesen Fesseln verlieh einzelnen Kraft und Schöpferium und führte zu einem seltenen Aufblühen des Genialen; durch Anarchie und Verrat jedoch, die unvermeidlichen Folgen des moralischen Verfalls, büßten die Italiener im ganzen ihre Kraft ein; wie die Griechen gerieten sie in die Abhängigkeit von Völkern, die weniger kultiviert waren als sie selbst, dafür aber stärkeren sozialen Zusammenhalt besaßen.

Das Ergebnis war jedoch weniger verheerend als bei den Griechen, denn die neuen, mächtigen Völker erwiesen sich, mit Ausnahme der Spanier, als ebenso fähig zu großen Leistungen, wie es die Italiener gewesen waren.

Vom sechzehnten Jahrhundert an steht die Geschichte des europäischen Denkens im Zeichen der Reformation. Die Reformation war eine mannigfaltig zusammengesetzte Bewegung und verdankte ihren Erfolg einer ganzen Reihe von verschiedenen Ursachen. In erster Linie war sie eine Revolte der nordischen Völker gegen eine erneute Herrschaft Roms. Die Religion war die Macht gewesen, die den Norden bezwungen hatte, doch war sie in Italien in Verfall geraten; zwar hatte sich das

Papsttum als Institution erhalten und zog ungeheuren Tribut aus Deutschland und England; obwohl diese Nationen noch fromm waren, vermochten sie doch keine Verehrung für die Borgia und Medici zu empfinden, die vermeintliche Seelenrettung vor dem Fegefeuer gegen Geld betrieben, das sie in Luxus und Sittenlosigkeit verschwendeten. Zu den nationalen traten wirtschaftliche und moralische Motive und vertieften gemeinsam die Empörung gegen Rom. Überdies erkannten die Fürsten bald, daß sie die Kirche beherrschen könnten, wenn sie in ihren Gebieten reine Landeskirchen daraus machten. Sie würden so in ihrem Bereich weit mächtiger werden, als sie es waren, solange sie sich mit dem Papst in die Herrschaft teilen mußten. Aus all diesen Gründen wurden Luthers theologische Neuerungen im überwiegenden Teil Nordeuropas von Herrschern und Völkern gleichermaßen begrüßt.

Die katholische Kirche wurde aus drei verschiedenen Quellen gespeist. Ihre heilige Geschichte war jüdisch, ihre Theologie griechisch, ihre Verfassung und ihr kanonisches Recht waren zumindest mittelbar römisch. Die Reformation verwarf die römischen Elemente, milderte die griechischen ab und betonte stark die jüdischen. So arbeitete sie Hand in Hand mit den nationalistischen Kräften, die im Begriff waren, das zunächst vom römischen Reich und dann von der römischen Kirche vollbrachte Werk des sozialen Zusammenhalts zu vernichten. Nach der katholischen Lehre endete die göttliche Offenbarung nicht mit der Heiligen Schrift; sie wird vielmehr weiterhin von Epoche zu Epoche durch die Kirche vermittelt, so daß es also Pflicht des einzelnen war, ihr seine Privatansichten unterzuordnen. Die Protestanten hingegen lehnten es ab, in der Kirche das Medium von Offenbarungen zu sehen; es galt, die Wahrheit allein in der Bibel zu suchen, die sich jeder selbst auslegen konnte. Wichen die Deutungen der Menschen voneinander ab, so gab es keine von Gott eingesetzte Autorität, um den Streit zu entscheiden. Praktisch beanspruchte nun der Staat das Recht, das zuvor der Kirche gehört hatte; das jedoch war unrechtmäßige Anmaßung. Nach der protestantischen Theorie sollte es keinen irdischen Vermittler zwischen Seele und Gott geben.

Dieser Wandel hatte folgenschwere Auswirkungen. Die Wahrheit wurde nicht mehr durch Befragen einer Autorität, sondern durch Meditation ermittelt. Rasch entwickelte sich daher in der Politik der Hang zum Anarchismus, in der Religion die Neigung zum Mystizismus, den in den Rahmen der katholischen Orthodoxie einzufügen stets schwierig gewesen war. So kam es, daß es schließlich nicht *einen* Protestantismus, sondern eine Vielzahl von Sekten gab; nicht *eine* Philosophie im Kampf gegen die Scholastik, sondern so viele Philosophien wie Philosophen; nicht wie im dreizehnten Jahrhundert *einen* Kaiser als Gegenspieler des Papstes, sondern zahlreiche ketzerische Könige. Daraus ergab sich im Denken wie in der Literatur ein fortgesetzt sich vertiefender Subjektivismus; er wurde anfangs als heilsame Befreiung von geistiger Sklaverei

empfunden, entwickelte sich aber immer mehr zu einer Isolierung des einzelnen, die jede geistig gesunde Gemeinschaft schädigt.

Die moderne Philosophie beginnt mit Descartes; er baut auf der sicheren Erkenntnis seiner selbst und seines Denkens auf, woraus die äußere Welt abzuleiten ist. Von diesem Ausgangspunkt führte die Entwicklung über Berkeley und Kant zu Fichte, dem alles nur eine Ausstrahlung des Ichs ist. Das war Wahnsinn, und seither versuchte die Philosophie ständig, sich aus diesem Extrem in die Alltagswelt des gesunden Menschenverstandes hinüberzuretten.

Mit dem philosophischen Subjektivismus geht der politische Anarchismus Hand in Hand. Schon zu Luthers Lebzeiten hatten unerwünschte und von ihm nicht anerkannte Anhänger die Lehre der Wiedertaufe entwickelt, die eine Zeitlang die Stadt Münster beherrschte. Die Wiedertäufer lehnten jedes Gesetz ab in der Überzeugung, der gute Mensch werde allezeit vom Heiligen Geist geleitet, der sich nicht in Formeln zwingen läßt. Von dieser Voraussetzung aus kamen sie zum Kommunismus und zur Weibergemeinschaft; sie wurden daher nach heldenhaftem Widerstand ausgerottet. Ihre Lehre jedoch breitete sich in gemilderter Form über Holland, England und Amerika aus; historisch gesehen ist sie die Quelle des Quäkertums. Eine ungestümere Art von Anarchismus, die mit Religion nichts mehr zu tun hatte, entstand im neunzehnten Jahrhundert. In Rußland, in Spanien und in geringerem Ausmaß auch in Italien hatte sie beachtlichen Erfolg und ist noch heute das Schreckgespenst der amerikanischen Einwanderungsbehörden. In dieser modernen, wenngleich antireligiösen Form lebt noch viel vom Geist des ursprünglichen Protestantismus; der Unterschied liegt hauptsächlich darin, daß die Feindseligkeit, die sich bei Luther gegen die Päpste richtete, sich hier gegen die weltlichen Regierungen kehrt.

Die einmal entfesselte Subjektivität ließ sich nicht eindämmen, bevor sie nicht ihren Lauf genommen hatte. Auf die Moral hatte der emphatische protestantische Glaube an das individuelle Gewissen einen hochgradig anarchistischen Einfluß. Gewohnheit und Brauch wirkten zwar so stark fort, daß, von gelegentlichen Ausbrüchen wie in Münster abgesehen, die Jünger des ethischen Individualismus weiterhin so handelten, wie es den herkömmlichen Tugendbegriffen entsprach. Doch war dieser Gleichgewichtszustand stark gefährdet. Dem Kult, den das achtzehnte Jahrhundert mit der »Empfindsamkeit« trieb, konnte er nicht mehr standhalten: eine Tat wurde nicht wegen ihrer guten Auswirkungen oder wegen ihrer Übereinstimmung mit einem Moralgesetz bewundert, sondern um der Empfindung willen, der sie entsprungen war. Aus dieser Einstellung entwickelten sich die Heldenverehrung, wie sie bei Carlyle und Nietzsche Ausdruck fand, und der byronische Kult mit der glühenden Leidenschaft jedweder Art.

Die romantische Bewegung in der Kunst, in der Literatur und in der Politik hängt eng zusammen mit dieser subjektiven Einstellung, die

Menschen nicht als Mitglieder einer Gemeinschaft, sondern als ästhetisch erfreuliche Objekte der Kontemplation zu beurteilen. Tiger sind zwar schöner als Schafe, doch sehen wir sie lieber hinter Gittern. Der typische Romantiker jedoch beseitigt das Gitter und freut sich an den großartigen Sprüngen des Tigers, der das Schaf reißt. Er ermutigt die Menschen, sich als Tiger zu fühlen, und wenn es ihm gelingt, sind die Ergebnisse nicht durchaus vergnüglich.

Die schon eher als Irrsinn zu bezeichnenden Formen des Subjektivismus riefen in modernen Zeiten verschiedene Gegenströmungen hervor. Zunächst suchte eine Philosophie auf dem Mittelweg, durch die Doktrin des Liberalismus, eine Kompromißlösung, indem sie den Bereich der Regierung und die Sphäre des Einzelmenschen gegeneinander abgrenzte. Wir finden das in seiner neuzeitlichen Form zuerst bei Locke, der ein ebenso scharfer Gegner der »Schwärmerei« – des Individualismus der Wiedertäufer – wie der absoluten Autorität und der blinden Unterwürfigkeit gegenüber der Tradition ist. Aus tiefergehender Auflehnung entstand die Lehre von der Verherrlichung des Staates; sie billigte dem Staat die Stellung zu, die der Katholizismus der Kirche oder zuweilen sogar Gott einräumte. Hobbes, Rousseau und Hegel vertreten verschiedene Phasen dieser Theorie, ihre Doktrinen finden in Cromwell, Napoleon und im modernen Deutschland praktische Verkörperung. Theoretisch ist der Kommunismus weit entfernt von solchen Anschauungen; in der Praxis ist er jedoch in eine Gesellschaftsform hineingetrieben worden, die denen stark ähnelt, welche sich aus der Verherrlichung des Staates ergeben.

Während dieser ganzen, langen Entwicklung, von 600 v. Chr. bis zum heutigen Tage, unterschied man bei den Philosophen zwei Richtungen: die einen erstrebten festere soziale Bande, und die anderen wünschten sie zu lockern. Damit hingen noch andere Unterschiede zusammen. Die Disziplinarier setzten sich für irgendein altes oder neues System ein und waren daher notgedrungen in stärkerem oder schwächerem Maße der Wissenschaft feind, da sich ihre Dogmen empirisch nicht beweisen ließen. Fast übereinstimmend haben sie gelehrt, nicht das Glück sei das erstrebenswerte Gut, vorzuziehen seien vielmehr »Adel« oder »Heroismus«. Sie sympathisierten mit allem Irrationalen in der menschlichen Natur, weil sie ihre feindliche Einstellung dem sozialen Zusammenhalt gegenüber für begründet hielten. Die Verfechter der Willensfreiheit neigten andererseits mit Ausnahme der extremen Anarchisten zu einer wissenschaftlichen, nützlichkeitsbetonten, rationalistischen, leidenschaftsfeindlichen und allen ernsteren Religionsformen abgekehrten Einstellung. Dieser Gegensatz bestand in Griechenland bereits vor dem Aufkommen dessen, was wir als Philosophie erkennen, und kommt schon im griechischen Denken der frühesten Zeit klar zum Ausdruck. In wechselnder Gestalt hat er sich bis zum heutigen Tage erhalten und wird zweifellos noch lange weiterbestehen.

Natürlich hat in diesem Streitfall – wie in allen, auf lange Zeiträume ausgedehnten Kämpfen – jede Partei teils recht und teils unrecht. Soziale Kohäsion ist eine Notwendigkeit, und es ist der Menschheit noch nie gelungen, Zusammenhalt auf rein rationalem Wege zu erzwingen. Jeder Staat ist zwei gegensätzlichen Gefahren ausgesetzt: der Verknöcherung durch zuviel Disziplin und Ehrfurcht vor der Tradition einerseits; andererseits der Auflösung oder Niederlage durch Eroberung von außen, weil zunehmender Individualismus und wachsende persönliche Unabhängigkeit jede Zusammenarbeit unmöglich machen. Im allgemeinen setzen bedeutende Kulturen mit einem strengen, aber gläubischen System ein, das sich allmählich lockert und in einem gewissen Stadium zu einer Periode höchster Genialität führt, während das Gute in der alten Tradition fortwirkt und das Schlechte, das der beginnenden Auflösung innewohnt, sich noch nicht entfaltet hat. Sobald das Schlechte jedoch zutage tritt, führt es zur Anarchie und damit unweigerlich zu neuer Tyrannei, die, gestützt auf ein neues dogmatisches System, eine neue Synthese vollzieht. Die Doktrin des Liberalismus ist ein Versuch, sich von dieser dauernden Pendelbewegung freizumachen. Der Liberalismus bemüht sich im wesentlichen, eine soziale Ordnung zu sichern, die nicht auf einem irrationalen Dogma aufbaut, und eine Stabilität mit dem Minimum an Zwang zu gewährleisten, der zur Erhaltung des Staates erforderlich ist. Ob dieser Versuch erfolgreich sein wird, kann nur die Zukunft lehren.

ERSTES BUCH

Die Philosophie der Antike

Die Vorsokratiker

1. KAPITEL

Der Aufschwung der griechischen Kultur

In der ganzen Weltgeschichte ist nichts so überraschend oder so schwer erklärlich wie das plötzliche Aufblühen der Kultur in Griechenland. Vieles, was zum Begriff der Kultur gehört, hatte es schon Jahrtausende zuvor in Ägypten und Mesopotamien gegeben; seither hatte es sich in den benachbarten Ländern ausgebreitet. Aber gewisse, bislang fehlende Elemente trugen erst die Griechen dazu bei. Was sie im Reich der Kunst und Literatur geschaffen haben, ist allgemein bekannt; was sie jedoch auf dem Gebiet des reinen Denkens leisteten, ist ganz einzigartig. Sie erfanden die Mathematik¹, die Naturwissenschaft und die Philosophie; sie schrieben zum erstenmal Geschichte anstelle bloßer Annalen; frei von überkommenen orthodoxen Anschauungen stellten sie Betrachtungen an über das Wesen der Welt und den Sinn des Lebens. Das Ergebnis war so verblüffend, daß sich die Menschen bis in die jüngste Zeit hinein damit begnügten, zu staunen und sich in mystischen Reden über den griechischen Genius zu ergehen. Es ist jedoch möglich, die Entwicklung Griechenlands in wissenschaftlichen Begriffen zu verstehen, und überdies ist es durchaus der Mühe wert.

Die Philosophie beginnt mit Thales; er ist glücklicherweise zeitlich zu bestimmen, weil er eine Mondfinsternis voraussagte, die nach Angabe der Astronomen in das Jahr 585 v. Chr. fiel. Philosophie und Wissenschaft – ursprünglich nicht voneinander getrennt – entstanden demnach gemeinsam zu Beginn des sechsten Jahrhunderts. Was hatte sich in Griechenland und den angrenzenden Ländern vor diesem Zeitpunkt zugetragen? Jede Antwort wird sich zumindest teilweise auf Mutmaßungen stützen; dank der Archäologie wissen wir jedoch im gegenwärtigen Jahrhundert bedeutend mehr davon als unsere Großväter.

Die Schreibkunst wurde in Ägypten um das Jahr 4000 v. Chr., in

1 Arithmetik und etwas Geometrie kannte man schon bei den Ägyptern und Babyloniern, hauptsächlich jedoch in der Form praktischer, leicht faßlicher Regeln. Deduktive Beweisführung auf Grund allgemeiner Voraussetzungen war eine griechische Neuerung.

Mesopotamien wenig später erfunden. In beiden Ländern begann man zu schreiben, indem man bildlich darstellte, was es auszudrücken galt. Diese Zeichen wurden bald so gebräuchlich, daß Worte durch Ideogramme wiedergegeben wurden, wie es heute noch in China geschieht. Im Laufe von Jahrtausenden entwickelte sich dieses schwerfällige System zur alphabetischen Schrift.

Ägypten und Mesopotamien verdankten die frühe Entfaltung ihrer Kultur dem Nil, dem Tigris und Euphrat, die den Ackerbau sehr erleichterten und ertragreich machten. Die Kultur ähnelte in vieler Hinsicht der, welche die Spanier in Mexiko und Peru vorfanden. Da gab es einen göttlichen, mit despotischen Machtbefugnissen ausgestatteten König; in Ägypten gehörte ihm das ganze Land. Es gab eine polytheistische Religion mit einem höchsten Gott, zu dem der König in besonders enger Beziehung stand. Es gab eine Militär-Aristokratie und daneben eine Priester-Aristokratie. Diese Kaste maßte sich oftmals Eingriffe in die Rechte des Königs an, wenn der König schwach oder in einen schwierigen Krieg verwickelt war. Der Boden wurde von Sklaven bearbeitet, die Leibeigene des Königs, der Aristokratie oder der Priesterschaft waren.

Zwischen der ägyptischen und der babylonischen Religion bestand ein beachtlicher Unterschied. Bei den Ägyptern spielte der Tod eine ganz besondere Rolle; sie glaubten, die Seelen der Verstorbenen stiegen hinab in die Unterwelt, wo sie entsprechend ihrem Lebenswandel auf Erden von Osiris gerichtet wurden. Sie meinten, die Seele kehre schließlich zum Körper zurück; das führte zur Einbalsamierung und zum Bau der großartigen Grabmäler. Die Pyramiden wurden gegen Ende des vierten und zu Beginn des dritten Jahrtausends v. Chr. von verschiedenen Königen errichtet. Danach erstarrte die ägyptische Kultur mehr und mehr, und der religiöse Konservatismus verhinderte jeden Fortschritt. Um 1800 v. Chr. wurde Ägypten von den semitischen Hyksos erobert, die das Land etwa zweihundert Jahre lang beherrschten. Sie hinterließen keine bleibenden Spuren in Ägypten, ihre Anwesenheit muß jedoch dazu beigetragen haben, daß sich die ägyptische Kultur in Syrien und Palästina ausbreitete.

Babylonien hatte eine kriegerischere Entwicklung als Ägypten. Zunächst wurde es nicht von Semiten, sondern von den »Sumerern« beherrscht, deren Ursprung unbekannt ist. Sie erfanden die Keilschrift, die die semitischen Eroberer von ihnen übernahmen. Eine Zeitlang gab es verschiedene unabhängige Städte, die einander bekämpften; schließlich gewann jedoch Babylon die Oberhand und gründete ein Reich. Die Götter anderer Städte wurden untergeordnet, und Marduk, der Gott Babylons, errang eine Stellung, wie sie später Zeus im griechischen Pantheon einnahm. Das gleiche hatte sich in Ägypten abgespielt, jedoch weit früher.

Die ägyptische und die babylonische Religion waren wie andere

antike Religionen ursprünglich Fruchtbarkeitskulte. Die Erde war weiblich, die Sonne männlich. Der Stier galt gewöhnlich als Verkörperung männlicher Fruchtbarkeit, und Stiergötter gab es allenthalben. In Babylon nahm Ishtar, die Erdgöttin, die Vorrangstellung unter den weiblichen Gottheiten ein. In ganz Westasien wurde die Große Mutter unter verschiedenen Namen angebetet. Als griechische Kolonisten in Kleinasien ihr geweihte Tempel vorfanden, nannten sie sie Artemis und übernahmen den bestehenden Kult. Das ist der Ursprung der »Diana der Epheser«.² Das Christentum verwandelte sie in die Jungfrau Maria, und auf einem Konzil zu Ephesus wurde für sie die Bezeichnung »Mutter Gottes« rechtmäßig eingeführt.

Überall da, wo eine Religion eng mit der Regierung eines Reiches verbunden war, trugen politische Motive viel dazu bei, ihre ursprünglichen Züge zu verwandeln. Der Staat bekam seinen Gott oder seine Göttin; diese Gottheit hatte nicht nur für eine üppige Ernte, sondern auch im Kriegsfall für den Sieg zu sorgen. Eine reiche Priesterkaste arbeitete das Ritual und die religiösen Lehren aus und vereinte die verschiedenen Gottheiten der einzelnen Teile des Reiches in einem Pantheon.

Da die Regierung so eng mit den Göttern verbunden war, ergaben sich daraus auch Beziehungen zwischen den Gottheiten und der Moral. Ein Gott schenkte dem Gesetzgeber den Kodex; daher wurde jeder Rechtsbruch zur Sünde gegen Gott. Das älteste, bislang bekannte Gesetzbuch ist das des Königs Hammurabi von Babylon, um 2100 v. Chr.; dieses Gesetzbuch, so versicherte der König, sei ihm von Marduk übergeben worden. Die Beziehung zwischen Religion und Moral wurde im Verlauf der Antike beständig enger.

Im Gegensatz zur ägyptischen Religion beschäftigte sich die babylonische mehr mit der Wohlfahrt auf dieser Welt als mit der Glückseligkeit in der nächsten. Magie, Weissagung und Astrologie waren nicht spezifisch babylonisch, jedoch in Babylon stärker entwickelt als anderwärts; ihren Einfluß auf die spätere Antike verdankten sie vornehmlich Babylon. Aus diesem Reich stammt auch einiges, das ins wissenschaftliche Gebiet gehört; die Einteilung des Tages in vierundzwanzig Stunden und des Kreises in 360 Grad; desgleichen die Entdeckung gewisser Zyklen bei Gestirnsverfinsterungen, so daß man imstande war, Mondfinsternisse mit Sicherheit und Sonnenfinsternisse mit gewisser Wahrscheinlichkeit vorauszusagen. Diese babylonischen Kenntnisse hatte sich, wie wir sehen werden, Thales zu eigen gemacht.

Ägypten und Mesopotamien hatten eine bäuerliche, die Nachbarstaaten zunächst eine Hirten-Kultur. Ein neues Element kam mit der Entwicklung des Handels hinzu, der anfänglich fast ganz auf dem See-

2 Artemis entspricht der lateinischen Diana. Im griechischen Testament handelt es sich um Artemis, wenn unsere Übersetzung von Diana spricht.

wege betrieben wurde. Bis etwa 1000 v. Chr. fertigte man die Waffen aus Bronze an, und Völker, die das notwendige Metall nicht selbst besaßen, mußten es sich durch Handel oder Piraterie verschaffen. Die Piraterie war aber nur ein vorübergehender Notbehelf; bei einigermaßen beständigen sozialen und politischen Umständen erwies sich der Handel als vorteilhafter. Bahnbrechend im Handel scheint die Insel Kreta gewesen zu sein. Annähernd elfhundert Jahre lang, etwa von 2500 bis 1400 v. Chr., gab es auf Kreta eine künstlerisch hochstehende Kultur, die minoische. Was sich von kretischer Kultur erhalten hat, vermittelt den Eindruck von Heiterkeit und von fast dekadentem Luxus, der sich stark von dem erschreckenden Duster der ägyptischen Tempel unterscheidet.

Bis zu den Ausgrabungen von Sir Arthur Evans und anderen war von dieser bedeutenden Kultur fast nichts bekannt. Es war die Kultur eines Seevolkes, das in enger Verbindung mit Ägypten stand (allerdings nicht zur Zeit der Hyksos). Aus ägyptischen Darstellungen geht klar hervor, daß der sehr beachtliche Handel zwischen Ägypten und Kreta in Händen von kretischen Seeleuten lag; er erreichte um 1500 v. Chr. seinen Höhepunkt. Die kretische Religion scheint eine gewisse Verwandtschaft mit den Religionen Syriens und Kleinasiens gehabt zu haben; in der Kunst jedoch bestand eine stärkere Anlehnung an Ägypten, obwohl die kretische Kunst sehr ursprünglich und erstaunlich lebensvoll war. Mittelpunkt der kretischen Kultur war der sogenannte »Palast des Minos« auf Knossos; Erinnerungen daran leben in den Sagen des klassischen Griechenlands fort. Die Paläste auf Kreta waren sehr prächtig, wurden aber gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts v. Chr. zerstört, vermutlich durch einfallende Griechen. Man errechnet die Daten der kretischen Geschichte aus ägyptischen Funden auf Kreta und aus kretischen Funden in Ägypten; wir sind mit unserem Wissen ausschließlich auf archäologische Beweisstücke angewiesen.

Die Kreter verehrten eine Göttin, vielleicht auch mehrere Göttinnen. Man kann kaum daran zweifeln, daß es die »Herrin der Tiere«, eine Jägerin, gab, wahrscheinlich die Urform der klassischen Artemis.³ Offenbar war sie auch Mutter; die einzige männliche Gottheit ist neben dem »Herrn der Tiere« ihr kleiner Sohn. Es spricht einiges für den Glauben an ein Leben im Jenseits, wo, wie in der ägyptischen Religion, die irdischen Taten belohnt oder bestraft werden. Nach ihrer Kunst zu urteilen, scheinen die Kreter jedenfalls im großen und ganzen ein heiteres, von düsterem Aberglauben nicht allzu beschwertes Volk gewesen zu sein. Sie liebten Stiergefechte, wobei weibliche und männliche Toreadore erstaunliche akrobatische Kunststücke vollbrachten. Nach Sir

3 Sie hat einen Zwillingbruder oder Gemahl, den »Herrn der Tiere«, doch ist er weniger bedeutend. Erst zu einem späteren Zeitpunkt wurde Artemis mit der kleinasiatischen Großen Mutter identifiziert.